

Miguel Herz-Kestranek: Auszug aus dem Kapitel „Gebräunte Übergänge“ aus dem Buch *Mit Èjzes bin ich versehen – Erlebtes, Erdachtetes und Erlachtetes* (Ibera Verlag, 1998; 2. Auflage 2003)

‘Viel Sonne im NSV- Müttererholungsheim in St Gilgen am Abersee’ so lautet eine Bildunterschrift im Salzburger Heimatkalender aus dem Jahr 1944. Die Abbildung ist vom See aus fotografiert und zeigt ein stattliches, bäuerliches Haus, vor dem zahlreiche, wohlgenährte Frauen einträchtig beisammensitzen. Andere winken aus geöffneten Fenstern und von den Veranden dem Fotografen fröhlich zu, ein Bild der beschaulichen Idylle und des Friedens - beneidenswert, wenn man das Jahr bedenkt, in welchem diese Aufnahme entstanden ist.

‘Viel Sonne’ hat um diese Zeit auch mein Vater, wenn sich auch seine Möglichkeiten für eine beschauliche Idylle erheblich in Grenzen halten, denn das Haus auf dem Foto ist unseres und er lebt bereits das dritte Jahr in der Emigration in Uruguay, wohin es ihn nach einer jahrelangen und entbehrungsreichen Odyssee, die mit seiner Flucht 1938 aus Wien begonnen hatte, schlußendlich verschlagen hat. Er weiß zu diesem Zeitpunkt noch nicht, daß sein Vater, dem das St.Gilgner Sommerhaus, sowie sämtlicher Besitz in Wien enteignet wurde, gerade gestorben ist. Dieser, ein assimilierter und als Vierundzwanzigjähriger getaufter Volljude, will, wie so viele, die über Nacht eingetretene neue Lage anfänglich gar nicht wahrhaben. Anfang April 38 schreibt er :...“ 24 Stunden lang habe ich geglaubt, daß ich - mit Rücksicht auf meinen vor mehr als vierzig Jahren erfolgten Austritt aus der jüdischen Gemeinschaft sogar stimmberechtigt sei - aber es war ein Aberglaube! - Auf die Art wird also ein gläubiger Katholik wieder zum Juden! - Sonderbar! - Und was ist mit der Wirkung des Sakramentes der Taufe? Kann die durch Gesetze aus der Welt geschafft werden?“ Doch er wird sehr rasch den neuen Glaubenssatz der Zeit zur Kenntnis nehmen müssen: ‘die Religion ist einerlei - die Rasse ist die Schweinerei’! Er und seine Frau sind in einen winzigen Ort am Chiemsee ‘emigriert’ und leben dort bei einem Bauern in zwei Zimmern, wo sie wunderlicherweise unbehelligt bleiben; mein Großvater, der seinen Sohn seit sechs Jahren nicht mehr gesehen hat, stirbt jedoch 1944, und es wird sein gebrochenes Herz über die dunkle Zeit und ihre Auswirkungen nicht wenig dazu beigetragen haben. Die Flut der zahllosen Briefe meines Vaters aus den verschiedenen Stationen seines Exils an seine Eltern in Europa ist wegen des unterbrochenen Postverkehrs seit zwei Jahren versiegt, ich bin noch nicht geboren, ja meine Eltern haben einander zu diesem Zeitpunkt noch gar nicht kennengelernt. Das wird erst kurz vor dem Kriegsende in Montevideo geschehen. Mein Großvater mütterlicherseits, ebenfalls ein - allerdings nicht getaufter - Volljude kann 1938 aus Köln über die Tschechoslowakei ins südamerikanische Exil nach Argentinien entkommen, während Teile seiner Familie im KZ ermordet werden. Ein Jahr darauf folgt ihm seine erst siebzehnjährige Tochter nach Buenos Aires und bringt sich dort als Schauspielerin am deutschen Theater durch, obwohl sie geradewegs aus dem zwangsweise abgebrochenen Gymnasium kommt und vorher noch nie auf einer Bühne gestanden ist. Sie heiratet, übersiedelt ins nahe Montevideo und verliebt sich dort in meinen ebenfalls verheirateten Vater. Der kehrt unmittelbar nach Kriegsende nach Österreich zurück und nimmt seinen Wohnsitz im rückerstatteten Sommerhaus, das in der amerikanisch besetzten Zone liegt, und wo die Nachkriegszeit vergleichsweise erträglicher zu verlaufen verspricht, als im viergeteilten Wien. Im Jahre 1947 heiraten meine Eltern in St.Gilgen, aber schon wenige Jahre darauf wird die Ehe wieder geschieden werden. Das starke Band des gemeinsamen Schicksals des Entwurzeltseins erweist sich nach der Rückkehr aus dem Exil als nicht haltbar genug. Als zu groß entpuppen sich die Unterschiede zwischen der lebenslustigen jungen Kölnerin, die ihre Heimat wegen der hermetisch geschlossenen Grenze zwischen

Österreich und Deutschland ja noch etliche Jahre nicht sehen sollte und dem eingefleischten Österreicher, der vergeblich versucht, an sein Leben vor dem Krieg anzuschließen.

Soweit die dürren Daten zu den Umständen, die am Ende zu meiner Entstehung geführt haben. Obgleich - es war kein Ende, denn ich bin mit den erheblichen Nachwirkungen der Emigration, die nach Hilde Spiel eine gleichermaßen unheilbare, wie vererbte Krankheit ist, groß geworden, und wenn auch ein Nachgeborener, trage ich diese Krankheit in mir, als hätte ich mich an Ort und Stelle angesteckt, wo ich nie gewesen bin.

Nicht erst, seit ich über das Exil meines Vaters geschrieben habe, ist mir der Umgang mit alten Emigranten und deren oft unglaublichen Schicksalen vertraut. Seit dem Erscheinen jenes Buches aber beginnen sich mit einem Mal in Begegnungen auf wunderliche Weise weltweite Kreise zu schließen, in die ich mit verwebt bin. Und immer stärker wird mir dabei bewußt, wie wenig bekannt auch heute noch das Los abertausender ins Exil Vertriebener ist. Gerade heute, in einer Zeit, in der „das Exil im Begriff ist, unser aller Erbe zu werden“, wie der aus Österreich emigrierte Weltbestsellerautor Frederic Morton sagt, in Zeiten einer - wenn auch ursächlich anders gelagerten - so doch wieder hunderttausendfachen Emigration, ist die Erkenntnis, wie unbekannt das Ausmaß ihrer Schrecklichkeiten ist, die damals nicht selten bis zur Lebensunmöglichkeit reichten, eine zutiefst bedrückende. Mag sein, daß eine oft noch befangene Generation professioneller Geschichtsmißdeuter aussterben muß. Mag sein, daß die immer noch nicht endgültig begriffene Dimension der Millionen von Ermordeten und der Abermillionen von Kriegstoten den Blick verstellt auf jene, die dem Tod entkommen konnten - „ihr habt ja nur die Heimat verloren“, wie es so viele der Emigranten bis heute zu hören bekommen. Dabei geht ein durchaus bestätigtes Gerücht, daß die Entrechteten und Davongejagten auf ihrer meist lebensbedrohenden Flucht ins Ungewisse außer der Heimat noch ein paar Kleinigkeiten verloren, wie Familie und Freunde, Besitz und Beruf, die Muttersprache nebst einer vorausgeplanten Zukunft, so wie eine Vergangenheit, an die anzuschließen kaum einem mehr gelingen sollte. Viele verloren außerdem noch die Gesundheit und nicht wenige ihr Leben, und vom Aderlaß, den das Land dadurch erfuhr, hat es sich in Wahrheit bis heute nicht erholt. Aber das ist, wie gesagt, kaum bekannt, auch wenn es die Schicksale, die Plagen und Erniedrigungen der unschuldig Verfolgten, die ich im Laufe der Jahre erzählt bekommen habe, durchaus aufnehmen an Leid und Not mit dem, was in der geschundenen Heimat oder an der Front die Unschuldigen wie auch die breite Masse der gelehrigen Schüler der Nazischule ertragen mußten. Von denen die überlebt haben, sind viele nicht zurückgekehrt, zu tief hatte sich ihnen der Schock über das Geschehene in die Seele gegraben, zu groß steckte das Mißtrauen noch in den Knochen. Wer dennoch schwankte, dem wurde seine Entscheidung durch das offizielle und offenkundige Desinteresse, die Verjagten heimzuholen oder ihnen die Rückkehr zu erleichtern, abgenommen und viele der Rückkehrer hatten mit Vorurteilen, Vorbehalten und Erschwernissen zu kämpfen. Die Brutalität und Gnadenlosigkeit der vorgeschriebenen Amtswege zur Wiedergutmachung etwa gehören zusammen mit der laxen Verfolgung der Nazi - Verbrecher zu den beschämendsten Kapiteln im Nachkriegsösterreich.

Doch nicht vom großen Gang der Geschichte soll hier die Rede sein, nur vom kleinen, von den Begebenheiten, die uns immer von neuem erstaunen lassen, daß die bizarren Gleichzeitigkeiten es sind, die das Leben ausmachen, die aberwitzige Pointe neben dem Schrecken, die makabere Selbstironie - wenn schon jemand auf die eigenen Kosten witzig sein will, dann doch am besten man selbst - neben tiefster Verzweiflung, das Lachen neben dem Weinen.

So soll der folgende Ausspruch, der die tragische Ausweglosigkeit, in der sich die meisten Emigranten befanden, mit einem Satz zusammen faßt, wirklich gefallen sein. In einem Reisebüro steht ein kleiner Jude, dreht eine Weile in dumpfer Niedergeschlagenheit an einem Globus und meint dann bitter: „, Sonst haben Sie nichts anzubieten ? “

Eine Anzahl derer, die sich retten konnten, gelang es - meist unter geändertem Namen - in den Ländern ihrer Zuflucht Fuß zu fassen, einige wenige wurden sogar dort erst anerkannt und berühmt. Als Greise werden sie heute, mangels Kenntnis hiesiger Verhältnisse, oft unwissentlich zu Dienern der Staatskosmetik; sie sind die Vorzeige - und Paradeemigranten, wenn es beispielsweise gilt, an Gedenktagen, die man sich höheren Orts beim unbeholfenen Gestolper ins vereinte Europa voller Kalkül abringt, die Gewißheit zu verschleiern, daß eine durchgängige Aufarbeitung hierzulande immer noch Wählerstimmen kostet.

Auf eine makaber originelle Weise, aber um nichts weniger österreichisch, spielte sich hingegen das Gedenken an einen der Größten des Theaters in diesem Jahrhundert ab, als der braune Albtraum seinen Höhepunkt bereits überschritten hatte. Beim heimlichen Abhören des verbotenen deutschsprachigen Radiosenders, den die Alliierten mittlerweile eingerichtet hatten, hatte man im September 1943 vom Tod des Regisseurs Max Reinhardt in seinem New Yorker Exil erfahren, dessen Ableben als Unperson natürlich offiziell kaum erwähnt wurde. Heinz Hilpert, der damalige Direktor des Theaters in der Josefstadt, versammelte daraufhin hinter dem Eisernen Vorhang das Ensemble zu einer Gedenkstunde und es standen Seite an Seite und in ehrlicher und tiefempfundener Trauer die, um deren antifaschistische Gesinnung man wußte - Goebbels hatte die Josefstadt nach seinem Besuch und anschließenden Gesprächen mit einigen Schauspielern „kein Theater, sondern ein KZ auf Urlaub“ genannt - neben denen, die in SS-Uniform ihre aktive Begeisterung für jenes Regime zur Schau trugen, dessen Opfer der zu Betrauernde geworden war. Eine wahrhaft theatergerechte Szene, deren Symbolkraft einem Schiller oder Shakespeare nicht besser hätte gelingen können.

Und daran angeschlossen sei sogleich die rührende und wahre Geschichte, deren Zeuge der andernorts schon erwähnte John Wengraf in Los Angeles einmal geworden war und in welcher die unverbrüchliche Liebe eines aus Darmstadt emigrierten Schauspielers zu ‘seinen deutschen Klassikern’, (auch zu den eingemeindeten), die eigentliche Hauptrolle spielt.

„Also für mich“, schwärmte besagter Mime lebhaft einem amerikanischen Theaterkollegen vor, „für mich ist Shakespeare der unangefochten Größte, aber wissen Sie,“ und jetzt bekam seine Stimme einen träumerischen Klang, „seine wahren Tiefen, seinen Humor und dazu diese unerreichte Poesie habe ich überhaupt erst durch seinen kongenialen Übersetzer Schlegel-Thieck verstehen gelernt“.

„Ja, dann sollten Sie Ihr Idol doch einmal in der englischen Übersetzung lesen,“ lächelte sein Gegenüber freundlich, „die ist auch nicht schlecht“.

Der Deutsche stimmte begeistert zu und nahm zwei Bände mit Theaterstücken in der Originalsprache über Nacht mit in sein ärmliches Quartier. Als man einander am nächsten Tag wiedertraf, hatte der heimwehkranke Mann die ganze Nacht hindurch eifrig gelesen, um sich auch ja ein gültiges Urteil bilden zu können. „Sie haben recht,“ gab er zu, „im Großen und Ganzen nicht schlecht, nur - so richtig erfaßt ist der Dichter hier nicht!“

Die Namen in den diversen Emigrantenkolonien an der amerikanischen Westküste, lesen sich wie ein ‘Who is Who’ damaligen deutschsprachigen Kulturschaffens und wenn es darunter jemanden gab, der für sich ein nachhaltiges Wirken als unbezähmbare Muse weltberühmter Künstler der verschiedensten Kunstrichtungen in Anspruch nehmen konnte, dann war das Alma

Mahler-Werfel, die mit dem Titel 'Witwe der vier Künste' in die Ewigkeit und in die Geschichte einging. Über sie gibt es ganze Kapitel voll mit Darstellungen und Anekdoten. Unübertroffen aber steht für mich ihre Antwort, die sie lange zuvor als junge Frau gab, nachdem sie, direkt darauf angesprochen, gerade in Abrede gestellt hatte, mit dem Komponisten Zemlinsky ein Verhältnis zu haben. Auf den indiskreten Nachstoß des Fragenden, ob denn dann mit dem Komponisten Korngold, erwiderte sie trocken: "Schon eher."

Heiter und spritzig klingen die Anekdoten, die sich in den zahlreich erschienen Biographien und Selbstzeugnissen um die glanzvollen Namen der vertriebenen Intelligenz ranken, um den untergehenden Lebensstil, an dem sie in der Emigration festzuhalten versuchten, auch wenn der tragische Hintergrund, vor dem die Geschichten spielen, zumeist nur wenig von seiner Bedrängung verloren hatte. So entgegnete die legendäre Wiener Volksschauspielerin Gisela Werbezirk, der als einer von wenigen gelungen war, in ihrem bisherigen Beruf ihr Auslangen zu finden, auf die Frage, ob sie in Kalifornien denn nicht 'happy' sei: „Happy bin ich schon - aber glücklich bin ich nicht...“

Indem es ihr auch im 'Purkersdorf mit Palmen' wie sie Los Angeles nannte, gelang, ihre bezwingende Ausstrahlung in die Filmrollen einzubringen, die man ihr anbot, spielte die Wienerin so manchen Hollywoodkollegen so eindeutig an die Wand, daß nicht wenige ihrer, manchmal nur stummen Szenen gestrichen oder empfindlich gekürzt wurden. Gelassen kommentierte sie ihre Eindrücke über die neue Heimat, die sie bis zu ihrem Tod in den Fünfziger Jahren nicht mehr verlassen sollte: „Was kann man schon erwarten in einem Land, wo man meinen Namen 'Scheisela' ausspricht und die Würsteln in der Apotheke (sie meinte damit, im drugstore) kauft“.

Dabei war es zumeist wirklich ein reines Glück, sein Leben ins Ausland gerettet zu haben, wie das Beispiel des Komponisten Egon Wellesz und seiner Frau eindrucksvoll belegt. Es war der Tag des Anschlusses und die Wiener Philharmoniker befanden sich mit ihrem Dirigenten Bruno Walter auf einer Tournee in Holland. Auf dem Programm standen auch neuere Kompositionen von Wellesz und Bruno Walter ahnte neben dem hereinbrechenden Unheil das, was Egon Wellesz selbst, wie so vielen anderen damals, in voller Tragweite anfangs vielleicht gar nicht bewußt war. Die große Verhaftungswelle der ersten Tage nämlich, richtete sich noch gar nicht so sehr gegen Juden, sondern zu allererst gegen politische Gegner jeglicher Richtungen und als Vizepräsident der monarchistischen Vereinigung war Wellesz akuter gefährdet, denn als Jude. Walter kabelte nun nach Wien, es gebe gravierende Unklarheiten in der Partitur, der gesamte Abend stehe auf dem Spiel, wenn Wellesz nicht unverzüglich nach Holland kommen und damit das Konzert retten würde. So verließ der Komponist am 11. März und innerhalb von einer Stunde Wien und kam nicht mehr zurück.

Seine Ehefrau Emmy wiederum verdankt ihre Ausreise einer Jahre zuvor von ihr erwiesenen, jedoch längst vergessenen Großmütigkeit, deren lebensrettende Folgen sie freilich nicht ahnen konnte. Damals war ihr ein Gartenschlauch gestohlen worden und als die Polizei einen benachbarten Erwerbsgärtner als Dieb ausgeforscht hatte, verzichtete sie darauf, den Übeltäter strafrechtlich zu belangen. Einige Tage nach dem Anschluß nun, läutete es an der Haustüre, ein Mann in hoher SA - Uniform stand davor und bekannte treuherzig: „Guten Morgen, Frau Professor, ich bin der Dieb, auf dessen Verfolgung sie damals verzichtet haben, es wird mir eine Ehre sein, Sie zu schützen.“ Und dieser Schutz sollte die Übersiedlung ins Exil nach Cambridge in England ermöglichen.

Doch auch die abenteuerlichen Geschehnisse, die den Tausenden Namenlosen zustießen; die Wirrnisse ihrer Flucht, die Zufälle, welche die Wahl des Zufluchtslandes bestimmten und die

haarsträubenden Umstände, unter denen sie, endlich angekommen, dort ihr Leben neu begannen; all das verdiente, berichtet und aufgezeichnet zu werden, solange es die wenigen Zeitzeugen gibt, die noch leben.

So erhielt ich ein halbes Jahr nach Erscheinen des Buches über die Emigration meines Vaters einen fein säuberlich mit der Hand geschriebenen Brief aus Amerika. Ein Victor Weiss aus New York teilte mir darin mit, er habe hier in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung eine Rezension des Buches gelesen, als Siebzehnjähriger sei auch er 1938 aus Wien geflohen und in Uruguay habe er meinen Vater gekannt. Einige Wochen später trafen wir einander in Wien und er erzählte mir über Lebensumstände und Unternehmungen meines Vaters, von denen ich bis dahin nichts gewußt hatte. Seine eigene Geschichte wiederum und seine Schilderungen miterlebter Schicksale von Leidensgenossen gäben den Stoff für mehrere Bücher ab. Der Sohn eines k.u.k. Offiziers, der unmittelbar nach der gemeinsamen Ankunft in Montevideo plötzlich starb, begann ganz auf sich allein gestellt und ohne auch nur eines Wortes einer Fremdsprache mächtig zu sein, als Gehilfe des Süßwarenverkäufers in einem Kino und lernte dort aus den Filmen, die teils synchronisiert, teils in der englischen Originalfassung liefen, Spanisch und Englisch. Nach langen und harten Jahren im südamerikanischen Exil führten ihn seine Wege in die neugegründete israelische Armee und schließlich nach New York, wo er als Ober des Börsenrestaurants in der Wallstreet in Pension ging. Durch Zuhören und Beharrlichkeit erlernte er außerdem das Börsenhandwerk und die Erträge seiner bescheidenen Spekulationen erlauben ihm heute zweimal im Jahr eine ausgedehnte Reise nach Europa.

Zwei seiner Erzählungen seien als Beispiel für die vielfältige Findigkeit der Emigranten widergegeben, mit welcher im ersten Fall aus einem fatalen Schicksal die Überlebensgrundlage und im zweiten sogar die Existenz für die Zeit nach der Rückkehr geschaffen wurde.

Dem reichen Kaufmann Otto Kornstücker war es auf verschlungenen Wegen und unter Zuhilfenahme horrender Bestechungssummen gelungen, sich die gesamte wertvolle Einrichtung seiner riesigen Wohnung inklusive der teuren Sammlungen von Gemälden und Porzellan verpacken zu lassen, um sie sich auf langem Speditionswege in das selbst erwählte Zielland seiner Emigration, nach Uruguay, nachschicken zu lassen. Dort erhoffte er sich, durch ein Leben in seiner gewohnten Umgebung einerseits die Unbill des Exils besser ertragen zu können, andererseits sollte ihm die Möglichkeit des Verkaufes seiner wertvollen Sammlungen einen krisensicheren finanziellen Rückhalt bieten. Einzig seine Bibliothek, die zwar alles enthielt, was in der deutschsprachigen Literatur Rang und Namen hatte, für die sich der neureiche Geschäftsmensch Kornstücker aber nie interessiert hatte, diente sie ihm doch lediglich der Zurschaustellung eines vorgeblichen Bildungsanspruches, war in eigene Kisten verpackt und sollte mit einer weitaus langsameren Spedition später nachfolgen. Wie die Umstände der damaligen Zeit es nun mit sich brachten, geschah es, daß die Wohnungseinrichtung samt der millionenschweren Geldanlage nie in Uruguay eintraf, wohl aber die Bücher, die dortzulande ja kaum mehr, als Makulatur bedeuteten. Verzweifelt über sein Schicksal wollte er die wertlose Fracht schon wegwerfen, da kam ihm die Idee, eine deutschsprachige Leihbibliothek zu eröffnen. Ein ehemaliger Germanist als Bibliothekar war unter den Emigranten schnell gefunden, ein billiges Lager wurde gemietet, und so war die wahrscheinlich reichhaltigste, sicher aber weithin einzige deutschsprachige Bibliothek entstanden, in der die Emigranten sich ledergebundene Luxusbände und seltene Erstausgaben ausleihen konnten.

Die zweite Geschichte beginnt in einem schmierigen kleinen Cafe in Montevideo, dessen Besitzer mittellosen Flüchtlingen hin und wieder Kredit einräumte, bis wieder eine kleine Arbeit gefunden war, um sich die nächsten Wochen über Wasser zu halten. Dort saßen gegen Ende des

Krieges Victor Weiss und zwei seiner damals ebenso wieder einmal arbeitslosen Freunde. Nach all den Jahren in der Fremde traf auf sie immer noch jene typische Emigrantenantwort zu, die man damals auf die Frage:“ Wie gehen die Geschäfte?“ zu geben pflegte: „Eins glatt, zwei verkehrt!“. Wie so oft brüteten sie vor sich hin und zermarterten sich die Köpfe nach einer Verdienstmöglichkeit, als einer der drei plötzlich mit dem durchdringenden Schrei:“ Pferdeschwänze!“ aufsprang und wie rasend davoneilte. Die beiden anderen waren sich einig, daß kaum ein Zweifel darüber bestehen konnte, daß die Nerven des guten Mannes der jahrelangen Zermürbung nicht mehr standgehalten hatten und er verrückt geworden war.

Das Gegenteil freilich war der Fall. Wie er auf seine Königs idee gekommen war, blieb im Dunkeln, jedenfalls begann der ganz und gar nicht Verrückte in den Schlachthöfen der Stadt zu einem lächerlichen Preis und in großen Quantitäten Pferdeschwänze einzukaufen und diese in Mengen einzulagern. Beim ewigen Kreisen der Gedanken um das herbeigesehnte Kriegsende in Europa hatte er sich auch den Wiederaufbau des zerstörten Kontinents vorgestellt. Dabei würde doch sicher der Kultur ein erheblicher Stellenwert zukommen, man würde wieder Musik spielen, viele Orchester würden sich neu formieren und die unzähligen Bögen der unzähligen Streichinstrumente - ja, die waren bekanntlich mit präparierten Haaren von Pferdeschwänzen bespannt ! Mit einem Wort, bald darauf war der Krieg beendet, und mit den Pferdeschwänzen aus Uruguay wurde der findige Kopf zu einem der europaweit größten Lieferanten für Musikinstrumentenbauer und ganz nebenbei schwerreich.

Einmal spielte ich mit Paul Hörbiger in einem Stück, in welchem er als Papst Johannes XXIII eine ergötzlich berührende Figur machte, und saß, so oft ich konnte mit ihm zusammen, um seinen Geschichten und Erlebnissen zu lauschen. Es sei längere Zeit vor dem Krieg gewesen, erzählte er, da sei in Berlin einmal ein kleiner Jude in seine Garderobe gekommen, um ihn, den bekannten Filmstar zu überreden, sich an einem gemeinsamen Geschäft zu beteiligen.

„ Herr Hörbiger, mir fehlt noch a kleine Summe, die ich mecht brauchen für ein' Handel mit so Kosmetikartikel und Schminksachen, die ich selbst hab entwickelt, erste Ware, beste Qualität. Sie sind so a bekannter und gescheiter Mensch und aus der Branche und a so a großer Künstler, ich hab mir gedacht, Sie wären der Richtige für a Beteiligung!“

Hörbiger komplimentierte den Bittsteller aus seiner Garderobe und konnte nicht ahnen, daß er damit das Geschäft seines Lebens abgelehnt hatte. Der kleine Jude nämlich wanderte, weil er keinen Partner finden konnte, nach Amerika aus - sein Name war Max Factor. (Für den uninformierten Leser: gleichzeitig Markenname einer der weltgrößten Kosmetikkonzerne)

Als ich im Gedenkjahr 1988 auf meiner Tournee in Israel auch einen Auftritt im Altersheim für ehemalige Österreicher Ramat - Chen, am Stadtrand von Tel Aviv hatte, schenkte mir eine alte Wienerin, die ihre Heimat seit ihrer Flucht nie mehr gesehen hatte, jenes ihrer Gedichte, das auch im Film von ihr vorgelesen wird und in volksliedhafter Schlichtheit ihr 'Gebet' zum lieben Gott wiedergibt. Darin stellt sie sich die Frage, was sie, käme sie noch einmal zur Welt anders machen würde und sie kommt zum Schluß, den lieben Gott zu bitten, er möge sie in jedem Fall wieder dieselbe werden lassen. Er solle sie dasselbe tun, denken und fühlen, dasselbe erleben und erleiden lassen, wie im Leben zuvor. Doch dann schließt sie an ihre lange Aufzählung eine Bitte, die für mich zum Ergreifendsten und gleichzeitig Gültigsten zählt, was über das Thema Rassenwahn und Emigration gesagt worden ist, sie endet ihr Gedicht mit den Zeilen:

...wolltest Du mir nochmals geben dieses kleine Durchschnittsleben,

wie es war, war es schon richtig, nur das eine wäre wichtig:
Lieber Gott, ich möchte bitten, könntest ändern Du die Sitten
in Bezug auf Deine Rassen, laß nicht zu, daß sie sich hassen,
laß mich bitte ungeschoren, laß mich dort, wo ich geboren,
laß mich frieren, laß mich schwitzen,
laß mich aber bitte sitzen,
laß vom Sekretär notieren:
laß mich eins nicht - emigrieren - -!

Mein Vater hatte nach seiner Rückkehr nach sieben Emigrationsjahren auf dem St.Gilgner Kirchenplatz die Begegnung mit einem Spielkameraden und Segelfreund aus dörflichen Ferientagen vor dem Krieg, der, in einen gutsitzenden Steirerrock sonntäglich gekleidet, den Rückgekehrten stürmisch willkommen heißt. Als mein Vater ihm auf den Kopf zusagte, daß dieser Trachtenrock eigentlich seiner sei und er das an den besonders gearbeiteten Hirschhornknöpfen erkennen könne, zieht der Überführte das gestohlene Kleidungsstück nach anfänglichem Leugnen aus und übergibt es dem früheren Besitzer auf offener Straße treuherzig mit den Worten : „ Na Stefan, kriegst halt den aa wieder z’ruck !“

In einem ‘Faust’- Entwurf von Lessing fragt Faust : „Was ist das Schnellste auf Erden?“ und Mephistopheles gibt ihm darauf zur Antwort: „ Der Übergang vom Guten zum Bösen.“ Das Tempo der Rückverwandlung in jener Zeit stand allerdings der Rapidität, mit der sieben Jahre zuvor die Verwandlung von Menschen in Unmenschen, von Kreuzen in Hakenkreuze vor sich gegangen war, in keiner Weise nach, so daß man die Erkenntnis „das Schnellste auf Erden ist der Übergang vom Guten zum Bösen“ durchaus mit den Worten ergänzen könnte: „ und wieder zurück.“

Einem, aus rassischen Gründen damals gefährdeten Freund geschah es freilich, daß ihn bei einem Maturatreffen vierzig Jahre nach Kriegsende ein ehemaliger Mitschüler unvermittelt und völlig unerwartet beim Verabschieden verschwörerisch die Hand drückte und ihm zuflüsterte: „Bist mir eh nimmer böse, gelt !“ Solange hatte das Gewissen gebraucht, bis es seinen Weg gefunden hatte von einem versteinerten Herzen, vorbei an verdrängten Schuldgefühlen und Angst zur endlich gelösten Zunge und einer halbherzigen Entschuldigung.